Haus und Welt

Ein kleines Lied

Ein kleines Lied, wie geht's nur an,
Daß man so lieb es haben kann,
Was liegt darin? Erzähle!

— Es liegt darin ein wenig Klang,
Ein wenig Wohllaut und Gesang,
Und eine ganze Seele.

„Es ist etwas passiert . . .“

Bericht über eine Viertelstunde.
Von Bernhard Zebrowski.

Ich stehe mit Ruth und Edgar an einer Straßenecke vor einer Kneipe, kurz nach 10 Uhr abends, und im Begriff, mich von beiden zu verabschieden. Aus der Kneipe tönt Klavierspiel. Es sind nur wenige Menschen auf der Straße, denn es ist Sonntag. Der große Kinopalast an der nächsten Ecke hat viele verschluckt, in einer halben Stunde wird er sie ausspeien, und sie werden die Bürgersteige mit ihrem Lärmen erfüllen.

Ruth verkündet gerade mit ihrer Trompetenstimme: „Dann bleibt es also dabei, daß wir —“

Bremsen brüllen laut und schmerzlich auf, eine Straßenbahn hält mit einem stöhnenden Ruck, ein geller Schrei, ein ohrenbetäubender Knall dicht bei uns, ein dumpfes Dröhnen — die Litfaßsäule stürzt um — eine Vierradbremse heult schrill — dann: Stille. Sekundenlang. Nein, keine Stille, sondern ein Gerassel, so monoton wie Stille. —

Was ist geschehen?

Was ist das Gerassel? Da liegt ein Auto, die Räder nach oben, sie arbeiten rasend ins Leere. Aufhören zu rasseln! Abstellen! Was ist los?! Unfall! Unfall!

Gesichter in der Kneipentür, überall Gesichter, Menschen überall, die erstarrt schauen. Was ist geschehen?

Das Auto liegt wie ein Maikäfer auf dem Rücken und rasselt wie irrsinnig. Da! steht noch ein Auto, quer über dem Fahrdamm. Da! liegt mitten auf der Straße ein zerfetzter Pneu. Da! liegt eine Frau auf dem Fahrdamm. —

Hin! hin! helfen! Bei ihr pralle ich mit einem Grünen zusammen, mit einem Chauffeur, mit noch zwei Männern. Wir richten die Frau auf. Sie ist ganz blond, fast weißblond. Ihr ist nichts ernstes geschehen. „Nichts, nichts,“ sagt sie mechanisch. Und dann: „Wo ist Walter?“

Ich schaue um mich. Dort steht Walter! Auch schon von Menschen umringt. Walter ist ein Herr in grauem Mantel, ohne Hut, sein Gesicht ist ein Matsch aus Blut und Dreck. Er wischt mit einem Taschentuch darin herum. Unter dem Blut gurgelt er: „Verdammt! verdammt!“ gurgelt er.

Aber da! bei dem Auto, bei der umgestürzten Litfaßsäule — liegt noch eine Frau — ganz reglos — hin zu ihr, hin! — wegtragen, aufpacken, wegtragen — schnell. —

Schon sind Leute bei ihr — alle denken wir das Gleiche — wie seltsam — sind bei ihr, packen sie an Beinen, Armen — Edgar ist dabei — tragen sie in die Kneipe. —

Tot? Von der Litfaßsäule erschlagen? — —

Was ist denn nur geschehen? Vor Sekunden war doch gar nichts geschehen. —

Vorsicht! Das Auto brennt! Und immer noch toben die Räder in der Luft herum, die verdammten Räder. — Zurück! das Auto brennt!

Da steht Walter. Aha, ihm gehört das Auto. Das Blut läuft in einer dunklen Straße über seinen Mantel. —

Das Gerassel bricht jäh ab. Jemand hat den Motor abgestellt. Man hört jetzt das Raunen und Brabbeln der vielen hundert Menschen, die von vielen Grünen — wo kommen die nur her so plötzlich? — zurückgehalten werden.

Man hört zugleich ein angstvolles Rufen: „Hilfe! Hilfe!“ — Es liegt jemand unter dem Auto! Unter dem brennenden Auto, das gleich explodieren wird!

Da kommt die Feuerwehr. Sie schrillt rot um die Ecke. Wer hat sie geholt? So schnell? — Es sind doch kaum Minuten vergangen seit dem Unfall.

„Unter dem Auto ist einer!“ Und die Wehrmänner gehen dem qualmenden Wagen zu Leibe, kanten ihn auf die Seite.

Aus der Kneipe — was ist das! Aus der Kneipe dringt ein Schreien, ein so entsetzliches Schreien, als würden einem Menschen die Eingeweide herausgerissen. — Das ist die Frau — die andere Frau — von der Litfaßsäule. —

Das Schreien — das ist unerträglich. —

Mit drei Sätzen bin ich in der Kneipe, stoße einen Mann zurück, der mich anhalten will, brülle ihm ein Schimpfwort ins Gesicht, „Schwein“ oder „Hund“, ich weiß es nicht mehr. Dann stehe ich wie erstarrt — das Schreien, das Schreien! das ist — das ist entsetzlich!

Das Schreien. — Es ist ein schwerer Entschluß fast, hinzuschauen. Da liegt sie und schreit. Man hat sie auf das Umbausofa gebettet. Am Fußende steht ein dickbäuchiger Mann schwitzend vor Aufregung und sagt: „Wir wollen ihr die Schuhe ausziehen!“ Er quält sich damit, ihr die roten Lidosandalen von den Füßen zu streifen. Sie hat ein Loch im Strumpf. Sie hat weiße Strümpfe an. Sie hat weiße, baumwollene Schlupfhosen an. Ein Herr in einem olivbraunen Anzug stemmt sich mit aller Kraft gegen sie und hält mit beiden Händen ihren Kopf fest. Von ihren Augen sieht man fast nur das Weiße. Ihre Haare sind durchnäßt von ganz frischem Blut, das ihr auch über das Gesicht rinnt, das umherspritzt, unergründlich, woher es eigentlich kommt in solchen Strömen. Auch aus Mund und Nase blutet sie. Sie schreit ununterbrochen, ohne Atem zu holen. Es sind Worte, die sie herausschreit, ich fange jetzt an, das zu verstehen. Sie schreit: „Was habt ihr mit mir gemacht? Wo bin ich? Was macht ihr mit mir? Helft mir doch, ach, helft mir doch! Tut mir nicht so schrecklich weh! Helft mir doch!“ — Und schreit und schreit immer dasselbe, sie weiß nicht, was ihr geschehen ist, nicht einmal, daß sie schreit, weiß sie. Mit der Zeit geht das Schreien über in ein heiseres Brüllen. Sie liegt da und brüllt: „Helft mir doch!“

Händeringend steht am Kopfende die Wirtin. Ihre Schürze ist blutbesudelt. Auch sie kann nur noch einen einzigen Satz sagen. Sie sagt immerzu zu einem Grünen, der mit unbewegtem Dienstgesicht achtsam dasteht: „Se hat doch bloß janz ahnungslos an de Säule jestanden! Se hat doch bloß janz ahnungslos . . .“

Eine Dame in einem schwarzen Seidenkleid tritt ein. — Braucht man hier einen Arzt? Sie ist Aerztin. Sie wirft einen Blick auf die Schreiende, dann sagt sie ganz kurz: „Verbandskasten! Feuerwehr!“ und drei Männer stürzen hinaus.

Der Olivbraune tritt von dem Sofa zurück, taumelt ein paar Schritte ins Lokal hinein, kreidebleich im Gesicht. Sein Anzug trieft von Blut, seine Hände sehen aus, als hätte er sie in einen Eimer mit knallroter Farbe getaucht. Der Olivbraune stottert: „Kognak! Kognak!“

Auf einmal steht die Weißblonde neben mir. Ich kann sie gerade noch halten. „Wasser!“ sagt sie. Walter, dessen Gesicht schon verpflastert ist, nimmt sie mir ab.

Die Feuerwehr kommt und trägt die Schwerverletzte auf einer Bahre hinaus. Sie schreit, daß auf der Straße die Leute entsetzt auseinanderlaufen. Die Aerztin packt den Verbandskasten ein. „Beckenbruch“, sagt sie resigniert. Aber da kommt wohl noch ein Patient?

Es ist der Chauffeur. Der, der unter dem brennenden Auto lag. Bei ihm hat der Schreck eine absonderliche Wirkung gehabt. Er kann keinen anderen Gedanken mehr fassen als: seine Mütze. Er hat seine Mütze verloren und kann sie nicht wiederfinden. Er läuft überall umher und sucht sie. Alles andere ist ihm gleichgültig. — An der Straßenecke wird eifrig über den mutmaßlichen Hergang der Katastrophe debattiert. Vorübergehende blicken neugierig auf die umgefallene Litfaßsäule und sagen: „Es ist etwas passiert . . .“

Ich sehe nach der Uhr. Seitdem das Unglück geschehen ist, sind genau 15 Minuten vergangen . . .

Abenteuer im D-Zug

Von M. Ibele.

Der Gepäckträger warf die beiden Juchtenkoffer ins Netz und sprang dann aus dem Kupee.

„Ist es auch sicher ein Frauenabteil?“ rief ihm die Eingestiegene noch nach. Ein heranbrausender Zug aber überfuhr, zertrampelte die Frage.

„Sie sind schon richtig, Fräulein,“ sagte die elegante alte Dame in der Ecke mit liebenswürdigem Lächeln.

Draußen auf dem hellerleuchteten Perron vollzog sich das übliche laute Treiben vor Abgang eines Zuges. Gepäckstücke polterten, der Erfrischungswagen fuhr durch, Verkäufer brüllten, ein Zeitungsverkäufer bot Magazine an und Bücher.

Wohlgefällig betrachtete Frau Ferron die jugendliche Mitreisende, die sich ohne viel Umstände an das Fenster neben dem Gange setzte. Sie freute sich, wie rassig die heutige Mode wirkt Wie alt das Geschöpf wohl sein mochte? Selbstverständlich hatte sie auch einen Bubikopf. Denn sonst könnte die kleidsame Lindberghkappe aus Filz das Gesicht nicht so eng umrahmen. Die beiden schwarzen Sechser reichten bis fast zum Munde, sie sahen schon etwas zu herausfordernd keck aus.

Auf dem Perron begann übertriebenes Abschiednehmen. Vom Kupee nebenan hörte man immer wieder die gleiche Stimme, den Auftrag, ja Tante Lona und den Onkel Theodor zu grüßen.

„Da haben wir beide es leichter mit unserem Abschiednehmen,“ begann Frau Ferron und hoffte auf diese Weise zu erfahren, ob das Fräulein von hier war.

„Ich fahre schon zwölf Stunden,“ erwiderte das junge Ding und fragte, ob es erlaubt sei, zu rauchen.

Frau Ferron hatte nichts dagegen einzuwenden, sah interessiert zu, wie sich die junge Dame kunstvoll eine Zigarette anfertigte und anzündete.

Der Zug rollte aus der Halle in den Dämmer hinein.

„Sie fahren sicher auf Wunsch Ihres Herrn Verlobten im Frauenkupee?“ meinte Frau Ferron.

Die Fremde schüttelte den Kopf.

„Als alleinreisende Dame fühlt man sich im Frauenabteil immer sicherer, finde ich.“

Frau Ferron war der gleichen Meinung und dadurch entwickelte sich ein sehr ausgiebiges Gespräch über die Gefahren gerade in den D-Zügen.

„Man braucht ja nicht überängstlich zu sein,“ erklärte sie zum Schlusse, „aber eine gewisse Vorsicht ist auf Reisen immer notwendig. Dazu rechne ich vor allem, den Schmuck niemals offen zu tragen. Ich habe z. B. alles in meiner Tasche.“

„Die würde ich dann sicher liegen lassen, vor lauter nervöser Angst,“ sagte das junge Ding amüsiert zwischen zwei Zigarettenpuffen.

Der Boy vom Speisewagen rief zum Souper.

„Kommen Sie nicht auch mit, Fräulein?“ erkundigte sich die alte Dame.

„Ich habe eben im Wartesaal etwas gegessen,“ erwiderte die Fremde höflich dankend und blendete, bereits während Frau Ferron aufstand, das Licht auf ihrer Seite ab.

Vom Gange aus sah die alte Dame zufällig noch einmal zurück ins Kupee: die Kleine warf gerade ihre seidenbestrumpften Beine auf die Polster und machte es sich bequem. Zwölf Stunden Fahrt sind schließlich auch bei soviel Jugend keine Kleinigkeit.

Frau Ferron ging in den Speisewagen. Wie hier die Lichter blitzten! Die weißen Tischtücher blendeten! Sie nahm an einem Tische für zwei Platz. Schade, daß die Kleine nicht mitgekommen war! Sie hätte sie zu gern bei Licht gesehen. Sie nahm die goldene Lorgnette heraus, die zwischen den Etuis mit den wertvollen Schmucksachen lag.

Gerade als das Servieren begann, trat ein blutjunger, sehr blonder Herr an den Tisch, auf dem Kopf einen grauen Hut mit blauem Bande, der ihm großväterlich tief in der Stirne saß. Er grüßte nur kurz, nahm gegenüber Platz und arrangierte akrobatenhaft seine Beine in den Durchgang hinein, so daß der Ober Mühe hatte, darüber wegzusteigen.

Wie blutlos dieses blonde Kerlchen war! Wie manieriert in jeder Bewegung! Frau Ferron war es, als ob er englischen Akzent hätte in dem kurzen Gespräch, das er mit dem Ober führte, und zwar mit einem Hochmut, der beinahe schon lächerlich wirkte.

Bis der zweite Gang aufgetragen wurde, unterhielt sich Frau Ferron mit der Mitropa-Zeitung. Plötzlich während des Lesens fühlte sie, daß sich jemand vor ihr verbeugte, ging: der junge Mensch. Sie war froh, diese Blasiertheit war ihr direkt auf die Nerven gegangen

Ueber eine Stunde blieb Frau Ferron noch in dem gemütlichen Speisewagen, trank genießerisch ihren Tee aus und öffnete dann die Tasche, um ihre Lorgnette wieder hineinzugeben. Sie erblaßte: die Etuis mit den Schmuckstücken waren verschwunden. Sie rief, nein, schrie dem Ober und dem Schaffner. Der ganze Speisewagen war jetzt in heller Aufregung.

„Kein anderer, als der blonde Mensch vorhin an meinem Tische hat den Schmuck gestohlen,“ lallte sie und begann zu weinen und gebärdete sich wie eine Verrückte. Jetzt wußte sie, weshalb sie eine solche Abneigung gegen diesen Kerl gehabt hatte.

Taumelig, sich an den Wänden stützend, wankte sie ins Kupee zurück. Die kleine Schwarze schlief so fest, daß sie sie nicht einmal eintreten hörte. Erst Frau Ferrons verzweifeltes Schluchzen weckte sie auf. Die Mitteilung von dem frechen Diebstahl riß sie richtig hoch.

Der Schaffner rannte von Abteil zu Abteil: von dem jungen Menschen aber war keine Spur zu finden.

Heulend und fiebernd fiel Frau Ferron bei der Ankunft ihrem Manne in die Arme. So mußte ihre herrliche Badereise enden! Sie war ganz verzweifelt und konnte kaum präzise Angaben machen auf der Polizeiwache.

Nach einer schlaflosen Nacht gab es eine Neuigkeit: ein grauer Herrenhut mit blauem Bande war auf der Strecke gefunden worden. Der Kerl war also während der Fahrt aus dem Wagen gesprungen.

Angestrengt arbeiteten Detektive und Kriminaler, aber immer undurchsichtiger und rätselhafter wurde die Sache. Frau Ferron hatte schon abgeschlossen, hatte aufgehört zu hoffen. Sie war beängstigend schwermütig geworden, und um sie aus diesem Schwermut etwas herauszureißen, brachte Emil Ferron zwei Karten in ein Varietee mit nach Hause. Es war ein kleiner Kampf, bis sie mitging.

Völlig teilnahmslos saß sie in der Loge. Erst als eine spanische Tänzerin auftrat, ein schwarzes, rassiges Geschöpf, wurde sie lebendig und nahm sogar das Opernglas. Es gab keinen Zweifel mehr: die da oben war die Kleine vom Kupee. Also Tänzerin war sie! Deshalb hatte sie auch einen so wohl durchtrainierten Körper, so herrliche Beine, reiste sie so viel und so weit herum.

Kastagnetten knallten. Was der Talmischmuck für Effekt machte! Sollte sie die Kleine vielleicht einladen? Es war doch zu rührend gewesen, wie sie sich damals bei dem schrecklichen Unglück um sie annahm, sie zu trösten versuchte, es bedauerte, sie allein umsteigen und weiterfahren lassen zu müssen.

Dreimal wechselte sie auf der Bühne das Kostüm, zuletzt kam sie in einem weichen Biedermeier, und als ihre Nummer zu Ende war und starker Applaus einsetzte, sprang die Kleine übermütig aus der Kulisse und verteilte Handküsse, und dann — zum Staunen, zur Ueberraschung aller — warf sie das Krinolinengewand ab und riß die schwarze Perücke herunter: ein blasser, sehr blonder junger Mann bedankte sich, Frau Ferrons Tischgenosse im Speisewagen. . . .

Der Televox

Die Konstruktion des elektrischen Menschen.

Man macht soviel Geschrei darum, daß die meisten Leute sich schon eingebildet haben, es liefe wirklich bereits in Neuyork eine elektrische Puppe in den Straßen umher und besorge alle nötigen und unnötigen Einkäufe. Aber die Sache ist weder romantisch noch phantastisch, noch eigentlich so schrecklich wunderbar, wie man sich gebärdet. Aeußerlich sieht das Ganze außerordentlich harmlos und vor allem sehr vertraut aus: ein etwas großgeratener Radioholzkasten mit einem halben Dutzend Verstärkerlampen mit Unterbrechern und Kondensatoren mit Magneten und Spulen, mit Elementen und dem üblichen Wirrwarr von Drähten. Das ist der elektrische Mensch, der weder Kopf noch Beine, weder Hände noch Augen, sondern allerhöchstens Ohren hat.

Mister Wensley, der Ingenieur der Neuyorker Westinghouse Electric Companie, ist der Erfinder dieses neuen elektrischen Menschen, den er „Televox“ nennt. Es handelt sich im wesentlichen, das kann man zur Enthüllung des Geheimnisses vielleicht besser vorwegnehmen, um eine höchst einfache Angelegenheit, nämlich um die Umwandlung von bestimmten Schallwellen in elektrische Wellen, wie sie jedes Mikrophon an unserem Telephonapparat vernimmt, und um die Benutzung dieses elektrischen Stromes oder vielmehr dieser Stromschwankungen zur Auslösung eines bestimmten Kontaktes. Man könnte sich das ganze am besten so vorstellen: Man baut neben sein Grammophon ein Mikrophon. Wenn man das mit einem bestimmten Ton anschreit, so benutzt man den durch die Schwingungen der Mikrophonmembrane und ihren Kontakt mit dem im anderen Pol entstehenden

elektrischen Strom einfach dazu, eine Sicherung auszulösen, und das Grammophon beginnt, auf Kommando zu spielen. Das ist ein Scherz, den unsere Zauberkünstler in den Kabaretts schon in manchen Variationen kennen. Etwas wesentlich anderes ist der Neuyorker Televox auch nicht. Der Erfinder hat seinen Apparat kürzlich öffentlich vorgeführt, und dabei hat dieser auf Befehl eine Tür geöffnet, natürlich einfach mit Hilfe eines elektrischen Kontaktes, hat einen Lichtschalter eingeschaltet, oder auch einen Staubsauger in Tätigkeit gesetzt. Das ist sehr praktisch, aber sicher nicht im geringsten geheimnisvoll oder neu, es kommt eben einfach darauf an, eine Anzahl von genau abgestimmten Mikrophonen, sogenannten Resonanzmikrophonen herzustellen, dann den ihnen entsprechenden Ton oder die Tonhöhe mit einer Stimmgabel oder auch mit der menschlichen Stimme möglichst genau zu treffen, um den ganzen elektrischen Vorgang in Gang zu setzen, und wenn man aus Versehen die Schwingungszahl des Tones ändert, so geschieht eben absolut nichts. Es ist eine reine Resonanzmikrophonangelegenheit, die in der Tat einige praktische Bedeutung gewinnen kann, wenn auch bei weitem nicht in dem Umfang, wie die phantastischen Meldungen aus Neuyork diese Tat darzustellen pflegen. Da waren Meldungen, die uns verhießen, daß die Hausfrau durchs Telephon den elektrischen Diener anweisen könnte, Feuer zu machen, um das Essen fertig zu kochen. Ganz so weit ist es noch nicht. Es sei denn, daß es sich um einen elektrischen Ofen handelt, dabei ist der Vorgang durchaus im Rahmen des Möglichen. Mr. Wensley hat bei der öffentlichen Vorführung diese telephonische Dienstmädcheneinrichtung etwa folgendermaßen gekennzeichnet. Man ruft von außerhalb seine eigene Telephonnummer an, auf den Anruf hin erfolgt automatisch das Abheben des Hörers, und ein summender Ton zeigt uns an, daß das elektrische Dienstmädchen sich gemeldet hat. Nun muß man, um eine ganz bestimmte Arbeitsleistung auszulösen, durchs Telephon einen ganz bestimmten Ton übermitteln, das geschieht am sichersten durch eine Stimmgabel, da diese ihre Schwingungszahlen nicht verändert. Wir schlagen beispielsweise das große A an, das entsprechende Resonanzmikrophon gerät ins Vibrieren und löst den Kontakt zum elektrischen Ofen aus: Das Essen beginnt zu kochen. Ein zweiter Anruf nach einer Stunde, und ein Befehl mit der Stimmgabel D und das Mikrophon schaltet den elektrischen Ofen aus. Sehr bequem ist die Stimmgabelgeschichte nicht. Bisher hat Herr Wensley noch nicht erklärt, ob man den Kasten mit den Stimmgabeln immer mit sich herumschleppen muß, oder ob an jedem Telephon künftig ein solcher Kasten angebracht sein soll. Dieser elektrische Mensch ist also weder ein Wunder noch ein großes Geheimnis, sondern eine einfache Folge des ständigen Fortschreitens der Elektrifizierung unseres Haushaltes und unseres täglichen Lebens. Der Apparat ist nur wirksam in allen den Fällen, in denen es sich um elektrische Vorgänge handelt, in denen das Auslösen eines elektrischen Kontaktes genügt, um den Ablauf einer vorher maschinell vorbereiteten Konstellation zu bewirken. Man kann heute vielleicht die ganze Bedeutung dieser Erfindung, die manche wichtige Erleichterung mit sich bringen wird, noch nicht übersehen, aber irgendeine ernsthafte Revolution oder gar — und das wäre ja das Wesentliche — eine umfassende Ersparung an menschlicher Arbeit kommt vorläufig nicht in Frage, und wenn die amerikanischen Berichte besagen, daß im Kriegsministerium in Washington ein solcher elektrischer Wächter drei Schichten der Wachmannschaft ersetzt, so gilt das eben nur für eine Tätigkeit, die keinerlei Kraftaufwand erfordert.

Pianissimo

Groteske von Smaka.

Ich leide an einem Reizhusten oder, wenn Sie wollen, an einem Hustenreiz; auf jeden Fall an einer Sache, die alles andere als reizend ist. Als wenig angenehme Erinnerung an eine verflossene Grippe ist er an mir hängen geblieben. Der Arzt erklärt auf Befragen: „Er scheint mir nervös zu sein!" Natürlich, das ist der Weisheit letzter Schluß. — Was man nicht definieren kann, das sieht der Mensch als Nerven an!

Also, nehmen wir an, daß mein Hustenreiz nervöser Art ist. Das nimmt ihm zwar alles Bedrohliche, aber nicht seine Unannehmlichkeit. Auf jeden Fall ist er nicht nur nervös, er macht auch nervös! Wir haben Konzertkarten erhalten. Gratis und franko. Erstklassige Sache. Meine Frau ist selig. Ich weniger wegen der Musik und dann wegen meines Hustenreizes.

„Ich möchte lieber daheim bleiben; nimm doch eine Freundin mit!" suggeriere ich meiner lieben Frau.

Davon will die aber nichts wissen.

Hat man mal 'ne Gelegenheit, ein ordentliches Kleid anzuziehen, gleich erklärst du, nicht mitgehen zu wollen! Wer soll mir denn nachher meine Garderobe holen?

Man sieht, meine Gattin ist durchaus musikalisch. Uebrigens ist der Grund mit der Garderobe einleuchtend. Wer Konzertgarderobenverhältnisse kennt, begreift, daß man dazu tatsächlich männlicher Hilfe bedarf! So gehe ich also mit. Anfangs gehts auch gut. Man spielt viel Wagner, da kann man ungestört husten, es hörts ja doch keiner. Aber dann kommt etwas ganz Neues, Allerneuestes, Unbekanntes. Mir ebenso unverständlich, als trüge man Mathematik lyrisch vor!

Diese unverständliche Musik erregt sich. Man weiß nie, was nun kommt. Ich beginne auf meinem Stuhl hin- und herzurücken. Dann gehts los. Erst ein gelindes Kratzen, darauf ein abscheuliches Kitzeln im Hals, als ob ein haarfeiner Pinsel darin herumarbeite.

Ich räuspere mich. Hüstele diskret hinter vorgehaltener Hand. Doch das Kratzen und Kitzeln nimmt nur zu.

Dazu ein Pianissimo — wo der Mensch nur so ein Pianissimo hernimmt! Wenn man schon Musik hören will (oder muß) — will man doch auch etwas hören. Speziell in meinem Falle, wo es mir tausendmal lieber ist, etwas zu hören, als gehört zu werden! — Meine Frau wird ebenfalls unruhig: „Huste mal tüchtig durch, dann wird es besser!" flüstert sie energisch. Aber mir gehts wie Goethes Zauberlehrling: „Die Geister, die ich rief — werd' ich nun nicht los!"

Ich huste, gleichsam serienweise. Nicht nur hier und da, nein, ganz laut und außerordentlich ungeniert, obgleich ich mich in Grund und Boden schäme.

Die Musik ist nur noch wie ein Hauch! „O wär' ich nie geboren!" Aber ich bin leider Gottes höchst real auf der Welt und noch dazu mit einem Reizhusten!

Jetzt ist meine Kraft zu Ende, wenn auch nicht mein Husten. Ich springe auf, so geräuschlos, wie es mein infamer Husten gestattet und flüchte. Mißbilligende Blicke jagen mich förmlich aus dem Saal! In der Garderobe hinter den Mänteln, warte ich bis meine Frau kommt. Eben höre ich noch, wie einer erklärt: „Wenn ich den Kerl nur kriegen könnte, der das Pianissimo ruiniert hat."

Er hat mich nicht gekriegt! Wenn aber meine Frau mal wieder Freikarten fürs Konzert bekommt, brauche ich nicht mitgehen.

„Geh' ins Kino mit deinem Hustenreiz — da gibt es wenigstens kein kompromittierendes Pianissimo und außerdem kann man nicht sehen, wer hustet!

An der Grenze

Von Ernst Berg.

Zollrevision! Man bittet das Gepäck zu öffnen. Die Mienen der Reisenden verraten eine leise Spannung. Ganz unschuldig blicken nur die Gesichter der Kinder und der notorischen Schmuggler.

Die andern bibbern leise.

Hat man nicht fünf Zigarren zu viel bei sich? Und die Kognakflasche? Die Streichhölzer in der Ecke links auf dem Grunde des Koffers? Ach Unsinn, das sind Kleinigkeiten . . . man wird doch nicht!

Aber die Nerven! Mein zartes Gewissen! Ich fühle, wie ich sanft erröte. Teufel auch! Man sollte entweder keine Bedürfnisse haben oder kein Gewissen. Warum erröte ich nur! Der Beamte ist doch ein sehr netter, höflicher Mensch.

„Haben Sie was zu verzollen?"

Nein, ich habe nichts zu verzollen. Gaaar — nichts!!"

„Ici?"

„Kleider!"

„Bon. Ici?"

„Wäsche!"

„Bon."

Der Mann geht. Uff... es gibt doch noch eine Gerechtigkeit, kommt ein zweiter.

„Haben Sie was zu verzollen?"

„Out . . . non, non! Es war doch schon jemand hier. Ich habe nichts zu verzollen. Gaar — nichts!!"

„Ici?"

„Kleider!"

„Bon. Ici?"

„Wäsche!"

„Bon."

„Treten Sie bitte einen Augenblick auf den Korridor!" Ich trete. Der Mann zieht die Polster weg. Steigt auf die Bänke. Blickt in das Gepäcknetz. Und jetzt . . . Hat der Mensch lange Arme! Er greift in den Koffer. In die Ecke links. Bis auf den Grund.

„Ici?"

Ich winsele leise: „Ein paar Streichhölzer. Ein Scherz. Eine kleine Ueberraschung für meine Freunde in Frankreich!"

„Bon."

Der Mann geht. Uff... es stimmt mit der Gerechtigkeit. Kommt ein Dritter.

„Sie haben Streichhölzer?"
„Daß dich —
„Streichhölzer einzuführen ist streng verboten."
„Ich führe doch nicht ein. Ein Scherz. Eine . . ."
„Bitte, folgen Sie mir."
Er geht. Ich folge. Die Streichhölzer trägt er im Triumph vor sich her. An allen Fenstern des Zuges stehen Leute. Die Kinder lachen. Die Notorischen wälzen sich vor Vergnügen.
Im Büro werden gerade zwei Sünder abgeurteilt. Dem einen haben sie sechs Zigarren beschlagnahmt, dem anderen eine Flasche Schnaps.
„Die Streichhölzer gehören Ihnen?"
„Ja, aber . . ."
„Macht hundert Frank Buße. Sie bekommen eine Quittung."
„Herr die Streichhölzer haben einen Wert von dreißig Pfennigen, ich schenke sie Ihnen."
„Merci bien, ist nicht nötig, wir konfiszieren sie."
„Monsieur, der Zug geht ab!"
„Hier haben Sie Ihre hundert Frank!"
„Weiter!"

Sympathien

Von Ossip Kalenter.

Die Sympathien der schönen Frau Berlitt, die mit dem berühmten Kunsthändler verheiratet war, galten dem (nicht eben mit irdischen Gütern gesegneten) jungen Sigrist, der die wunderbar schwermutsvollen Verse schrieb.

Die Sympathien des jungen Sigrist galten der Schauspielerin Edmee, die diese Verse so wunderbar schwermutsvoll zu sprechen verstand.

Was wäre die Welt ohne Sympathien! Sie geben das Licht, den Glanz, die „güldene Heiterkeit". Sie bilden ein feines, zartes Netz, darinnen wir wandeln, selig Gefangene. Und wehe dem, der es zerstört...

Die schöne Frau Berlitt sagte eines Abends in Gesellschaft: „Ich will etwas für Sie tun, Herr Sigrist. Ich habe mit meinem Manne gesprochen. Er ist nicht abgeneigt, Sie in sein Geschäft zu nehmen. Kommen Sie Sonntag zum Tee oder zum Cocktail, was Ihnen lieber ist..."

„Sie machen mich überglücklich..."

Und Sigrist neigte sich ein wenig ungeschickt über die kleine, feine Hand.

Die Zeit bis zur Teestunde brachte Sigrist hin, indem er allerlei unordentliche Zettel und Papiere auf dem traurigen Schreibtisch seines Chambre garnie bald dahin, bald dorthin räumte, indem er sich langsam, wohlbedacht umkleidete, wusch, mehrmals kämmte und schließlich zu Berlitts ging.

Unterwegs fiel ihm ein:

„Jetzt schläft Edmee... Wie süß müßte es sein, sie zu stören!"

Und von der Stille des Sonntagnachmittags verführt, wehte er Edmees Straße entlang, trat in ihr Haus, stieg die bekannten Stufen hinan, läutete an der verheißungsvollen Glocke. — Uebrigens hatte Edmee gar nicht geschlafen.

Ich weiß nicht, wieviel Worte, wieviel Zärtlichkeiten getauscht wurden; und wenn, der Anstand verböte mir, Zahlen zu nennen.

Plötzlich rief Sigrist bestürzt.

„Großer Gott, jetzt bin ich eingeladen und habe nicht einmal Blumen! Woher zu dieser unmöglichen Zeit Blumen bekommen?"

„Da sieht man doch, daß du ein Troddel bist," sagte Edmee, ging ins Nebenzimmer und kehrte mit weißem Flieder zurück, duftigem, zartem.

„Da sieht man doch, daß er ein Dichter ist," sagte die schöne Frau Berlitt, als Sigrist ihr weißen Flieder überreichte.

Alles war licht und glänzend und heiter und zart und duftig. Die Teetassen klirrten. Die Cocktails funkelten zauberisch. Gespräche. Und draußen sank sanft und blau die Dämmerung...

Bis ein lautloses, kleines Ereignis alles zerschlug:

Aus dem Fliederstrauß fiel ein Kärtchen. Frau Berlitt nahm es auf. Las... Sie erbleichte, führte irr und vag nur den Satz zu Ende, den sie eben sprach, und schob es ihrem Manne zu.

Auf dem Kärtchen stand in einer gewählten Antiqua:

„Vinzenz Berlitt, Kunsthändler."

Und darunter mit Bleistift:

„Der süßen Edmee!"

... Was die Welt ohne Sympathien ist, erfuhr Sigrist nun. Der berühmte, mächtige vielvermögende Kunsthändler Berlitt dachte nicht mehr daran, ihn in sein Geschäft aufzunehmen. Auch Frau Berlitt zeigte sich plötzlich an seinem Fortkommen nicht mehr interessiert. Und nicht minder perfide erwies sich Edmee, die ihm in Dur und Moll Vorwürfe machte und unverzeihlich fand a) daß er versäumt hatte, ihr zu sagen, wie, wo und bei wem er eingeladen war, b) daß er nicht rechtzeitig das Kärtchen bemerkte.

Einsam, sehr mager, blaß saß er an dem traurigen Schreibtisch seines Chambre garnie und räumte die unordentlichen Zettel und Papier bald dahin, bald dorthin.

Es war die trübe, trostlose Zeit, wo sein Nachtmahl (Mittag verschlief er) aus drei trockenen Semmeln bestand und er die wunderbar schwermutvolle Ode auf die Sympathien schrieb.

Auf dem Treibeis

Wir können uns nur schwer von den Bedingungen eine Vorstellung machen, unter denen die Polarforscher in der Eiswüste des Polarkreises ihr Leben fristen. Einer der Begleiter Shackletons, der an beiden Expeditionen dieses Forschers teilgenommen hat, Commander Worsley, gibt nun eine anschauliche Schilderung der Umstände, unter denen man sich für Tage und Wochen auf dem Treibeis einrichten muß. „Jeden Morgen klettert einer auf den Gipfel des niedrigen Berges," schreibt er, „und hält Umschau mit dem unverwüstlichen Vertrauen, das in der Menschenseele lebt, in der Hoffnung, irgend etwas zu erblicken, das Rettung bringt. Aber Tage, Wochen vergehen, und kein Zeichen von Land, von einem Schiff oder von anderen Menschen zeigt sich; nichts ist weithin zu erblicken als diese unendlich blendende, von blauen Schatten erfüllte Ebene. Die Zelte und das Lager, die dem Ausschauenden zu Füßen liegen, sehen wie eine Zigeunerniederlassung aus. Schwarzer Rauch steigt auf und verdunstet in der klaren Luft. Zwei Männer, die die Frühstückstöpfe tragen, waten knietief im Schnee, und ihr dampfender Atem verdunkelt ihre Gesichter. Die Hunde schauen erwartungsvoll zu. Das Packeis erstreckt sich bis zu dem zackigen Horizont, wo es in Stücke zerbrochen ist und wo die Eisberge sich näher heranschieben. Diese Berge sind eine beständige Gefahr, denn jeden Tag kann die Scholle, auf der wir uns befinden, von der Flut gegen eine solche Schar gefrorener Ungeheuer geschleudert werden und in wenigen Minuten in Trümmer zerbersten.

Wenn eine frische Brise das Eis vorwärts treibt, etwa mit der Geschwindigkeit von 1 bis 2 Kilometer in der Stunde, dann liegt ein Lachen auf den Gesichtern und es geht lustig zu. Aber wenn der Wind das Eis zurücktreibt, dann werden die Gesichter länger und alles verharrt in ängstlicher Spannung. Häufig fühlt man sich auf dem Treibeis besser, wenn das Wetter kälter ist. Sind nur 10 Grad Frost, dann schmelzen die Körper der Männer den Schnee unter ihren Schlafsäcken, und es ist kein angenehmes Erwachen, wenn man plötzlich in einem Loch voll kaltem Wasser liegt. Immer droht an einem nebligen Tag oder in einer dunklen Nacht die Gefahr, daß ein Eisbär den Wächter beunruhigt und zum Alarm veranlaßt oder daß ein solches riesiges Tier in das Zelt einbricht und mit Zähnen und Krallen über die Männer herfällt, die hilflos in ihren Schlafsäcken liegen. So hat man wenig Bequemlichkeit und Ruhe auf einer solchen Reise auf treibendem Eis, aber mit der Zeit gewöhnt man sich auch daran und richtet sich ein. Die Menschen vergessen, daß sie sich auf einer Eisschicht befinden, die vielleicht 8 Fuß dick ist und über einen meilentiefen Ozean dahin schwimmt; sie glauben beinahe, daß sie sich auf festem Boden befinden. Wenn das Eis sich dem Lande zu nähern scheint, dann steigen Hoffnung und Erwartung zu einer fast schmerzhaften Höhe an, aber dann bricht ein Nebel herein; man sieht nichts mehr, fühlt sich hilflos den dunklen Mächten ausgeliefert, treibt auf offener Scholle nach dem offenen Meer. Wenn sich die Scholle dem Rande des Treibeises zu nähern beginnt, dann steigert sich die Schnelligkeit des Treibeises außerordentlich. Ist es im Winter, dann tritt die furchtbarste Gefahr ganz nahe heran, die Gefahr, am Rande des Eises in einen schweren Sturm zu kommen. Dann haben die Männer, selbst wenn sie über Boote verfügen, nur wenig Aussicht, ihr Leben zu retten. Die einzige Hoffnung, die noch bleibt, ist, daß ein Flugzeug zu ihrer Hilfe kommt und sie im letzten Moment aufnimmt. Männer voll Mut und Entschlossenheit können sich in fast jeder Lage auf dem Treibeis halten, wenn sie gut geführt sind, aber Erfahrung und Abhärtung sind notwendig, um dieses Abenteuer glücklich zu überstehen."

Nicht der fruchtbarste, sondern der freie Boden bildet den sichersten Grund für ein glückreich Ackerwerk.

*

Nicht prunkende Schönheiten, sondern schlichte Wahrheiten und Vertrautheiten machen den besten Schatz heimatlichen Zaubers aus.